№ 155. Der 1843.

Breslauer Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. Als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Donnerstag, den 28. Decbr. IX. Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal, **Dienstags, Donnerstags** und **Sonnabends,** zu dem Preise von **4** Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern **Einen** Sgr., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur **6** Pfennige.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal von 39 Nummern, so wie alle Königliche Post-Anstalten bei wöchentlich dreimaliger Versendung zu 18 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter u. Erzähler täglich bis Abends **5** Uhr.

Redaction und Expedition: **Buchhandlung von Heinrich Richter,** Albrechtsstraße **Nr. 11.**

Der schwarze Christoph.

Romantische Erzählung aus Schlesiens Vorzeit

von

Carl Wilhelm Peschel.

(Fortsetzung.)

»Nimm Dir die Besten des Haufens und bringe mir den Rathsherrn Kunth von Goldberg hierher. Es ist allenfalls wohl ein Leichtes den Alten mit List zu fahen, und was er mir nutzen kann, darf ich dem Freunde nicht sagen.«

»Es soll geschehen, Hauptmann!« antwortete der Beauftragte: »Und ich hoffe noch vor dem lichten Morgen zurück zu kehren. Die Nacht wird mir wohl gefälligst einmal ihren Mantel zu dem Wagestück leihen, Gehab Dich wohl!«

Zufrieden mit seinem Einfalle schloß der Räuber das Fenster und kehrte zu Bertha zurück, auf deren rötheren Lippen das wiederkommende Leben sich zeigte. Bald zuckten die ersten, schwachen Bewegungen um die geschlossenen Augen, die Augenlieder zogen sich langsam in die Höhe, und die ersten Blicke des holden Geschöpfs trafen auf den Räuber ihrer Ruhe. »Du noch hier?« sagte sie in Verzweiflung: »und mich stieß der Tod wieder aus seinen wohlthätigen Armen?«

»Um Dich, holdes Mädchen! in die Arme der Liebe zu führen!« erwiederte Christoph, ging auf sie zu, um sie vom Boden aufzuheben. Bertha aber hob sich so schnell als es ihre noch schwachen Kräfte vermochten, in die Höhe, stieß den Herannahenden vor die Brust, und sagte: »Geh', Du Ungeheuer! unter dessen Brust kein menschliches Herz schlägt! Deine Hände triefen vom Blut erschlagener Unschuldiger und —«

»Ho ho! Närrchen!« sagte der Hauptmann mit tückischem Lächeln, schnell auffsprudelnd in seinem gewöhnlichen Jähzorn: »Du hast Dich verrechnet, wenn Du mit der schwachen Faust den eisernen Mann zurückdrängen willst! Sehr zur Unzeit hast Du mich erinnert, daß über meine Hände Blut geflossen sei?«

»Tödte mich, Mensch! Und mein letztes Röcheln soll ein Dank gegen Dich sein! denn, das schwore ich Dir, eher sollst Du mich nicht ungestraft anrühren, als dann, wenn Du mir den Dolch in mein verwaistes, gebrochenes Herz stößest.«

»Schwaches Geschöpf! Kennst Du das Wörtlein: Gewalt?«

»Die Unschuld hat eine Stärke, die über jede Gewalt erhaben ist.«

»Hat sie das?« grinste schadenfroh der Furchtbare: »Auch dann, wenn das Schwerdt an dem schwachen Pferdehaare über des geliebten Vaters Haupte hängt?«

»Erbarme sich Gott meiner! Mann! ich ahne etwas Gräßliches, was hast Du gethan?«

»Die zärtliche Tochter ist ja schnell von ihrem hochfahrenden Tone herab gesunken?«

»Wenn Dich ein Weib geboren hat, das menschliche Gefühle kannte, wenn Du einen Vater —«

»Schweig!« donnerte der Räuber, denn sein böser Geist stand mit der blutrothen Höllenschrift: Vatermörder, vor ihm, und die Erinnerung an die Scene auf dem Wolfsberge warf einige Tropfen ätzendes brennendes Gift, in den Wollustbecher seiner aufgeregten Sinnlichkeit. »Wehe Dir! Du hast den Geist Samuels zur bösen Stunde herauf gezaubert und er kann Dir nur Verderben weissagen!«

Die Züge seines Gesichts verzerrten sich zum Gräßlichen; der verzehrende, wilde Blick begegnete dem frommen Auge der Dulderin; er stampfte wüthend auf den Boden, so daß der stählerne Panzer rasselte, und die Dolche in ihren metallenen Scheiden von den Beinschienen klirrend zurücksprangen. »Du hast mich erinnert,« brüllte er: »daß ich vaterlos bin; beim Teufel! Du sollst es auch sein, und wenn Du nicht mein Kebsweib bist, ehe die Sonne wieder aufgeht, so soll mich noch diese Nacht die Hölle in ihren qualmenden Rachen begraben!«

Die Schuldlose zitterte und legte ihre krampfhaft zuckenden Hände gefaltet in einander, sah mit einem festen Blick voll Glauben und Gottvertrauen aufwärts und sagte, indem ein Thränenstrom ihren Augen entstürzte: »Ich bin in des Herrn Hand, er wird seine Magd nicht untergehen lassen in ihrem Elende!«

Christoph erhob ein satanisches Gelächter. In diesem Augenblicke aber ward die Thüre aufgerissen. Der tapfere Spitzwald brauste herein und rief mit seiner gewöhnlichen hämischen Miene: »Hauptmann! Laßt uns Eurer Liebeleien wegen nicht zum zweiten Male unsere Haut zu Markte tragen! Die Löwenberger haben sich aus ihren Nestern gerührt, und lugen, wie mir meine Kundschafter hinterbringen, in den Wäldern um den Grödizberg, auf die günstige Gelegenheit unsere Burg zu stürmen und mit ihren kalten Eisen uns den Kitzel auf immer zu vertreiben. Rüderhorst, mit dem Kern unserer Mannschaft und den edelsten Rittern ist nach Goldberg gezogen, um einen alten Mann zu fahen, der für den verliebten Hauptmann ein gutes Wort bei dem spröden Töchterchen einlegen soll, unterdeß —«

»Spare die Worte,« unterbrach den hämischen Hinterbringer der Schreckenspost unwillig der Hauptmann: »Du sollst Deine Humpen noch fürderhin ruhig leeren können.« Er wollte weiter reden, aber da drängten sich die Gesellen Mann an Mann häufig zur Thüre herein und riefen wild durch einander: »Hauptmann! schaffe Rath! Wir sind noch diese Nacht des Teufels, denn eben rücken die Löwenberger, wohl an hundertmal stärker als wir, der Burg auf den Leib.«

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht des Burgherrn; er schwieg, überrascht durch die traurige Botschaft, einen Augenblick, dann aber trat die vorige Entschlossenheit auf seine furchtlose Stirn zurück und er rief kalt: »Was zagt ihr Memmen! Denkt ihr, daß dieses Bürgervolk, das hinter dem Weberstuhle hervorgekrochen ist, uns Männer vernichten wird? Einer von uns schlägt ein ganzes Heer dieser armen Wichte! Verrammelt das Thor, tragt Töpfe mit siedendem Blei und glühendem Oele auf die Mauer! Haltet die Wurfmaschinen in Bereitschaft und füllet sie mit Steinen, legt die Armbrüste mit den vergifteten Pfeilen in die Schießscharten, hängt die Balken und Klötzer in die Ketten und werft Euch in Eure eisernen Rüstungen! Es

soll eine lustige Nacht werden. Wir wollen den Hunden die Köpfe zerschmettern, daß ihr Gehirn das Wasser des Walles weiß färben soll. Vorerst schleppt mir das Mägdlein hier ins Burgverließ, denn sie möchte erschrecken vor dem Donner unserer Wurfmaschinen.«

Während dem Befehle wurde die Burg durch einen düstern rothen Schimmer immer mehr und mehr erhellt, der sich jetzt auch durch die kleinen runden Scheiben in Christophs Gemach stahl und seine Purpurfarbe an die mit großen Blumen durchwirkten Wandtapeten warf. »Die Schurken machen Ernst!« grollte Spitzwald düster für sich: »Sie zünden dem Hauptmann die Brautfackel an.«

Christoph blieb sich gleich. Aus den steinernen Zügen des schwarzbraunen Gesichtes sprach keine Furcht, und nur der Unwille über die Keckheit der Feinde wälzte sich langsam und schwer von der Stirne herab, und zog seine breiten Furchen über die borstigen Augenlider. »Fort, an Eure Arbeit!« rief er mit tiefem Ernst: »Wir wollen den Buben das Sengen und Brennen gesegnen. Auf, Gesellen! Vielleicht führt uns der Teufel einige der Mordbrenner lebendig in die Hände.« Der Befehl wurde vollzogen; Sparre übernahm es, die schöne Unglückliche abzuführen und der übrige Troß stürzte hinaus. Christoph, in seinem Waffenschmucke mit dem eisernen Brustharnisch und dem schön geflochtenen Panzerhemde, dem Helm mit den hohen Reiherfedern auf dem Haupte und dem breitgriffigen Schlachtschwerdte in der Rechten, ihnen voran. Als sie auf die Mauer kamen, sahen sie, wie die Feuersäule sich, Verderben sprühend, von Hütte zu Hütte wälzte, und den qualmenden Rauch gen Himmel wirbelte. Voran dem Brande aber standen die Löwenberger mit ihren Armbrüsten und blitzenden breiten Säbeln, an denen die rothe Flamme ihre Purpurgluthen abspiegelte. Langsam rückten sie der Burg immer näher, so daß sie beinahe am Fuße derselben sich befanden. Da befahl Christoph eine der größten Wurfmaschinen in Bewegung zu setzen. Hoch auf zischten die schweren Steine durch die Luft und fielen in einem weiten Halbkreise unter das Heer der Belagerer, daß sie auf die Helme und Pickelhauben und Panzer prasselnd und zerquetschend niederstürzten. Heulend machten sich mehrere der Getroffenen aus dem Felde, und das Blut quoll unter den Helmen und zwischen den Armschienen hervor.

»Keine Gnade mehr den Räubern und Mördern!« rief der Consul von Löwenberg, der selbst mit in den Kampf gezogen war; »Hinan, Freunde, zu dem Räubernest! Schlesien wird uns danken und segnen! Laßt sie ihre Höllenmaschinen niederspeien auf uns, wir sind der stärkere Theil, und die Burg muß unser werden!«

Nah und näher, trotz dem Steinregen, den Wurfspießen und den Pfeilen, drangen die Tapfern vorwärts; und die Schilder über ihre Häupter haltend, waren sie bis an den ersten Wall gedrungen. Auf allen Seiten sanken die Bürger nieder, aber die Lücken waren augenblicklich wieder gefüllt, und ihre Pfeile zischten in einem dichten Hagel durch die Luft. Da traf ein Pfeil die rechte Schulter Spitzwalds. Schmerz auf Schmerz durchzuckte ihn, seine Gesichtszüge verzerrten sich zum Gräßlichen; die Augen traten feuerlos und sichtbar schwellend durch die aufgerissenen Augenhöhlen, und die unangenehm pfeifenden Töne drängten sich langsam über die blaue, aufgetriebene Zunge; noch einmal riß die letzte Lebenskraft an dem starken Manne und schüttelte klappernd die Gebeine des Unglücklichen zusammen; endlich wurden die Bewegungen schwach und schwächer, ein gellender, unangenehmer Schrei, und das Leben war gewichen.

»Hölle und Teufel!« brüllte Christoph: »die Meuchelmörder schießen mit vergifteten Pfeilen. Spitzwald! Dein schmerzlicher Tod soll fürchterlich gerächt werden! Habt ihr die Feuermaschine gefüllt, Gesellen?« Auf die bejahende Antwort befahl er das schreckliche Geschütz herbei zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Auch ein Wort über Dienstboten.

Es wird in neuester Zeit vielfach darüber geklagt, daß gute Dienstboten immer seltener werden; und zwar nicht ohne Grund. Denn man vermißt in der That bei den Dienenden immer mehr diejenigen Eigenschaften, welche geeignet sind, bei einem billigen Herrn Liebe und Vertrauen zu seinen Dienstboten zu erwecken und zu nähren. Zwar ist nicht zu verkennen, daß viele, sehr viele Dienstherren selbst einen großen Theil der Schuld davontragen, wenn ihre Dienstboten den an sie zu stellenden Anforderungen nicht genügen, indem die Letzteren häufig übertrieben werden, häufiger aber noch Fehlgriffe in der Behandlung der dienenden Personen geschehen, dergestalt, daß diese weder mit ihren Pflichten und Obliegenheiten genau bekannt gemacht, noch auch, nach ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit, zum Guten angewiesen, vor dem Schlechten gewarnt, bewahrt und von ihren Fehlern auf angemessene Weise zurückgeführt, mit Einem Wort, gebessert werden.

Hiernächst kann man aber auch nicht in Abrede stellen, daß dem Geiste der Zeit, in der wir leben, in vielen Fällen die Schuld der Verschlechterung der dienenden Klasse beizumessen ist, indem Gleichgültigkeit gegen Religion, Auflehnen gegen jede Beschränkung und Ordnung, und daher Mangel an Gehorsam, Egoismus, unersättliche Vergnügungssucht, und deßhalb wieder Geldgier, so wie ein Erkalten aller gemüthlichen Regungen als characteristische Kennzeichen der Zeit unleugbar gegen früher zugenommen haben.

Ohne in dieser Beziehung die gute alte Zeit auf Kosten der Gegenwart und über Verdienst preisen zu wollen, wird dennoch die Ansicht durch die Erfahrung bestätigt, daß Treue, rechtlicher und biederer Sinn, Achtung, Ergebenheit, Aufrichtigkeit, Gehorsam, Arbeitsamkeit und namentlich sittliches Wohlverhalten gegenwärtig, und zwar mit aus dem oben gedachten Grunde, bei den Dienstboten weit seltener anzutreffen sind, als früher, und daß deßhalb auch die patriarchalische Stellung zwischen Befehlenden und Dienend-Gehorchenden, das nicht genug zu rühmende Verhältniß wechselseitigen Vertrauens und gegenseitiger Befriedigung eine immer fremdere Erscheinung unter uns wird.

Ohne die Gründe der obigen Klage weitläuftiger erörtern oder eine umständliche Entwickelung der Mittel zu deren Beseitigung darlegen zu wollen, glaubt der Unterzeichnete doch im allgemeinen Interesse seine Ansichten über einige der wesentlichsten Punkte zur Abhülfe der beklagenswerthen Verschlechterungen der dienenden Klasse aussprechen und der allgemeinen Berücksichtigung empfehlen zu müssen.

1) Zuvörderst mögen doch auch Diejenigen, welche Dienstboten haben, erwägen, daß es schon an sich kein beneidenswerthes Loos ist, seine Person mit ihrer Kraft- und Willensthätigkeit in die Abhängigkeit von der Willkühr eines Mitmenschen stellen zu müssen, um sein Dasein zu fristen! Mögen daher die Gebieter gegen ihre Dienstuntergebenen in aller Beziehung gerecht und billig verfahren! Mögen sie sich in die Lage der Dienenden versetzen und ihnen ihr Loos erträglich machen!

2) Hiernächst mögen doch alle Dienstherren in ihrem eigenen Interesse mehr Fleiß und Aufmerksamkeit auf die sittliche Erziehung ihrer im Allgemeinen noch im jugendlichen Alter stehenden und daher bildungsfähigen Dienstboten verwenden. Zu dem Ende ist aber erforderlich, daß man die Dienstboten genau kennen lernen, auf ihre besonderen und eigenthümlichen Eigenschaften achte, so wie ihre verschiedenen Charaktere und Naturelle studire und mit Rücksicht darauf die Behandlung und Erziehung derselben einrichte. Jene Kenntniß aber nach und nach zu erlangen, ist bei einem täglichen Umgange, und Menschen gegenüber, die doch in der Regel nicht ganz verdorben sind, keineswegs sehr schwierig. Wer freilich davon ausgeht, daß die Dienstboten sammt und sonders grundschlecht und keiner Besserung fähig seien, daß man also am Besten thue, wenn man weder sich, noch sie mit einem Besserungversuche behellige, sich vielmehr in strenger **Abgeschlossenheit von ihnen halte**, wie dies neulich ein weiser Mann vorschlug, — ein solcher Brotherr wird wahrlich nichts zur sittlichen Erhebung der armen Dienstboten beitragen.

Um mit Erfolg auf die dienende Klasse einwirken zu können, ist es durchaus nöthig, sich die Achtung, das Vertrauen und, wo möglich, die Liebe derselben zu erwerben. Im Allgemeinen sind nun die geeignetesten Mittel hierzu vornehmlich, das **eigene gute und streng sittliche Beispiel**, sodann sittliche Beaufsichtigung und Beschäftigungen, unnachsichtige Rüge sittlicher Verstöße, Anhalten zum Besuche des Gottesdienstes, Untersagung und Verhütung schlechten und verderblichen Umgangs, Gewöhnung zu einer angemessenen unterhaltendenden und zum Guten leitenden Lectüre in freien Stunden.

Jene beiden Regeln unter 1) und 2) lassen sich aber in den Worten **gute Behandlung und Erziehung zum Guten**

zusammenfassen. Ihrer Anwendbarkeit wird freilich von manchen Seiten her der Vorwurf des Unpraktischen gemacht werden; allein mit Unrecht. Bei ernstlichem Willen und nicht zugroßer Bequemlichkeit von Seiten der Dienstherren sind sie leichter auszuführen, als es vielleicht beim ersten Anblick erscheinen mag. Dabei ist zu bedenken, daß im Vorstehenden nur der im Verhältniß der Befehlenden und Gehorchenden zu verfolgende höhere Zweck, das behufs des Besserwerdens festzuhaltende Ziel angegeben ist, daß aber die Art und Weise, die Wahl der Mittel, wie und wodurch ein Dienstherr jenen Zweck zu erreichen gedenkt, ganz seinem Ermessen und Gutdünken überlassen bleibt.

Schließlich dürften zur Verbesserung der dienenden Klasse von wesentlichem Nutzen sein

1) allgemeine Verbreitung und Stiftung von Vereinen für Belohnung und Versorgung ausgezeichneter Dienstboten, dergleichen schon hier und dort bestehen; 2) Vermehrung und Verbreitung populärer, für die dienende Klasse zunächst bestimmter, guter Bücher. R.

Die Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Klasse.

Unter diesem Titel hat die baseler Gesellschaft zur Beförderung des Guten und gemeinnützigen (bei Schweighäuser zu Basel) ein sehr lesenswerthes Büchlein herausgegeben, welches 2 gekrönte Preisschriften, über die Aufgabe: »Auf welche Weise läßt sich auf Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Klassen hinwirken?« enthält. Die erstere empfiehlt insbesondere als allgemeine Besserungsmittel der arbeitenden Klassen: bessere häusliche Erziehung, bessere Beschulung, tieferes Einwirken der Pfarrer, besseres Beispiel der höheren Stände, stärkeres Einschreiten des Staats und der Gemeinde gegen Unsittlichkeit und für Unterricht und Bildung. Als besondere Mittel zur Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Klessen schlägt der Verfasser Sonntagsabendschulen, Gesangbildung, für die verschiedenen Alter berechnete Volksfeste und geeignete Volksblätter vor. Die andre Preisschrift empfiehlt Aehnliches, in anderer Form. Das Büchlein dürfte verdienen, in unserer Zeit, wo man sich um das Thun und Treiben der niederen Volksklassen allseitig zu bekümmern anfängt, besonders beherzigt zu werden. R.

Betrachtungen

über die Wohlthätigkeit des Straßenschmutzes.

(Geschrieben an einem Tage, wo es sehr kothig war.)

„Dem Reinen ist alles rein."
Göthe.

»Ueber den Straßenschmutz! Hab' ich denn recht gesehen?« höre ich eine »schöne Leserin« ausrufen, und sehe sie das Näschen rümpfen. Ja, mein, ohne Zweifel liebenswürdiges Fräulein; ja, meine verehrte Frau, warum nicht? Warum soll man nicht auch über den Schmutz etwas denken, und dann auch über den Schmutz etwas sagen können? Wenn Jemand zu meiner Rechtfertigung spräche: »Gedanken über den Schmutz sind immer noch besser als schmutzige Gedanken,« würde er nicht ganz Recht haben?

Also zur Sache. Wir wollen bei diesen Betrachtungen über den Straßenschmutz gleich mit einer sehr wohlthätigen einer wahrhaft segensbringenden Wirkung desselben beginnen. Es wird mir Niemand widersprechen und ableugnen können, daß der Schmutz auf den Straßen eines der ersten vortrefflichsten und bewährtesten Mittel ist, die Häuslichkeit zu befördern. — Wie Unzählige bewegt die Furcht vor ihm zu Hause zu bleiben; wie manher Familienvater der Ohlauer- und Schweidnitzerstraße wird dadurch den Seinigen, wie manche zärtliche Mutter den kleinen Kindern erhalten. Sie kann sich nicht vor die Thüre wagen ohne die Schuhe aufs Spiel zu setzen und die Strümpfe total zu beflecken. Zeit und Geld werden erspart. Was nicht des holden Weibchens zärtliche Liebkosungen was nicht des Mannes Bitte, Wunsch, ja Befehl, was nicht der Kinder Schreien bewirken konnte . . . der Schmutz thut es.

Daher mag wohl auch die sehr übliche, nichts weniger als unpassende und widersinnige Redensart: »ein schöner Schmutz« kommen. Uebrigens ist ein Schmutz, von dem man zu sagen pflegt: »Na, das ist ein schöner Schmutz,« als Schmutz betrachtet auch gewiß schön.

Bevor wir jedoch noch einige andere Gründe angeben, warum dem Straßenschmutz die himmelschreiende Ungerechtigkeit geschieht, wenn man ihn verachtet und haßt, wollen wir kurz die Hauptsache anführen, aus welcher es durchaus Schmutz geben muß.

Schmutz muß sein, damit Reinlichkeit existiren kann! Läßt sich Reinlichkeit ohne Schmutz denken? und ist nicht Reinlichkeit eine der schönsten Eigenschaften des Menschen. So wie die Tugend das Laster bedingt, eben so die Reinlichkeit den Schmutz; Eins kann ohne das andere nicht bestehen.

Der Schmutz ist, nebenbei gesagt, auch noch als Werkzeug der praktischen Straßenjustiz zu betrachten. Wie mancher arme Knabe mußte sich von einem größern, stärkeren Unrecht thun lassen, wenn ihm nicht augenblicklich ein Mittel zu Gebote stünde, jegliche Schmach zu rächen. Schiller sagt sehr schön:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, so greift er
Hinauf getrosten Muthes,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräußerlich.

Hier greift der Schwache auch, aber nicht hinauf, sondern hinunter, »in seine ew'gen Rechte, die da liegen unveräußerlich.«

Daß aber der Straßenschmutz nicht nur für die hoffnungsvolle Straßenjugend zum Nutzen und Vergnügen dient, sondern auch ein Begegnungsort schöner Geister ist, beweiset der berühmte Heine in seinen berühmten Versen:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Seltner noch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Aber wir wollen nicht weiter von diesen Beiträgen zur praktischen Polizei sprechen, sondern in Erwägung ziehen, wie durch einen mäßigen Straßenschmutz — wir reden natürlich nicht von dem der grünen Baumbrücke, denn da »hört Alles auf« — man sich nicht allein leichten Gang angewöhnt, sondern auch ungemein in der Geduld übt.

Wenn man so in einer besuchten Straße eine gute Viertelstunde durch den Unergründlichen hüpfen, mühsam sich auf den höchsten Steinen balanciren muß und dann noch von einem Eiligen vermittelst eines flüchtigen Ribbenstoßes von den breiten Steinen herab in die Tiefen geschleudert wird, könnte man da nicht alle Geduld und Sanftmuth verlieren? Aber man muß sich daran gewöhnen, muß solches Malheur mit Langmuth und Geduld ertragen lernen.

Die Pariserinnen haben die schönsten Beine in der Welt. . . . das ist eine bekannte Sache, alle Reisenden sind darüber einig. Und warum haben die Pariserinnen diese zierlichen Füßchen, diese wohlgerundeten Wädchen, diese kräftigen Beine? Das Alles haben sie nur dem Straßenschmutz zu danken! Nach den anhaltendsten, emsigsten Forschungen eines langen Lebens hat ein berühmter Pariser Gelehrter entdeckt, daß durch das beständige Auftreten nur mit den Zehen, durch den hüpfenden Gang, an den, des immerwährenden Straßenschmutzes wegen, die Pariser Damen, in Rücksicht auf die Weiße der Strümpfchen, gewöhnt werden, diese wohlthätige Wirkung entsteht. Die vielfachsten Beobachtungen junger und alter Reisender haben auch ergeben, daß ungeachtet des ewigen Pariser Straßenschmutzes die Weiße der erwähnten Bekleidungsgegenstände nie durch Kothflecke verunstaltet erscheint.

Der Straßenschmutz dient ferner — wenn auch nicht unmittelbar — zur Verdauung, indem er so manchen zum Gebrauch eines Fiakers nöthigt; ja die Aerzte in Spanien haben sogar behauptet: daß der Straßenschmutz liegen bleiben müsse, weil er die bösen Dünste an sich ziehe und Seuchen verhüte.« — Auch liefert der immer vorräthige Straßenschmutz einen Beitrag zu den unzähligen Beispielen, daß nichts auf Erden vollkommen ist, wie denn auch die Straßenreinigungs-Anstalten in vielen Städten einen ganz eklatanten Beweis von der vollkommensten menschlichen Unvollkommenheit geben.

Der Straßenschmutz ist aber nicht allein wegen dieser angeführten Gründe von einer gütigen Vorsehung dem Menschengeschlechte gegeben worden, sondern auch um so manches Unglück zu verhüten, indem er, als Lieblingsaufenthalt der grunzenden Thiergattung, deren zweibeinige Ehren-Mitglieder, die nicht mehr

recht sicher auf den Füßen sind, sanft und weich umfängt, die sich sonst auf hartem Boden den Kopf zerschlagen hätten. Gewiß ein großes Unglück für den Staat . . . hinsichtlich der Branntweinbrennereien.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß der Schmutz einen nicht unbedeutenden Antheil an Salvator Rosa's Ruhm hat, der bekanntlich groß und unerreichbar in der Darstellung von kothigen Heerstraßen, Sümpfen, Morästen und andern schmutzigen Oertern war. — Selbst der Modewelt mußte der Schmutz schon einmal zur Benennung einer Modefarbe dienen, wobei aber bemerkenswerth ist, daß selbst der Schmutz der Franzosen, dem der Deutschen vorsteht, denn jene Modefarbe hieß: boue de Paris.

Doch es ist Zeit, daß ich mich aus dem Schmutz mache. Der Leser wird es nicht übel nehmen, daß ich ein Thema gewählt habe, wenn auch gewiß breitgetreten genug, doch noch nicht so oft behandelt wurde, wie andere, und das doch hinreichenden Stoff darbietet.

Moritz Bauschke.

Im Winter.

Wo bist du hin, du Zeit der zarten Blüthen,
Wo bist du hin, du holde Sommerszeit,
Wo tausend Blumen uns die Fluren bieten,
Wo Alles jauchzt in sel'ger Freudigkeit?

Wo bist du hingefloh'n, du heitres Leben,
Was auf den Feldern, auf den Auen weilt?
Die Zeit, wo Blüthendüfte uns umschweben
Wo such' ich dich? Wo bist du hingeeilt?

Vergebens ist mein Spähen und mein Fragen,
Erstorben ist die liebliche Natur,
Vergebens ist mein Trachten und mein Klagen,
Verschwunden ist das Leben von der Flur.

Die Erde ist bedeckt mit weißem Kleide,
Entblättert steht der sonst so prächt'ge Baum;
Dahin, entflohen ist Sommers Freude,
Ach, er erscheint nur als ein flücht'ger Traum.

Statt warmer Lüfte wehen eis'ge Winde,
Verstummet ist der Vögel heitrer Sang,
So Berg als Auen deckt des Eises Rinde,
Das Schweigen unterbricht kein froher Klang.

Geduld, Geduld! Bald nahen beff're Zeiten,
Bald tönet keine bange Klage mehr,
Und für des Winters Widerwärtigkeiten
Lohnt uns des jungen Lenzes Wiederkehr.

Sigimer Deutsch.

Anekdot.

Kaiser Karl V. vertauschte den Purpur mit einem Mönchskleide und schien glücklicher in diesem, als in jenem zu sein. Er verfertigte allerlei Stubenuhren; aber sie gefielen ihm nicht, weil sie weder im Zeigen, noch im Schlagen übereinstimmten. O ich Thor! rief er daher einstmals aus, ich wollte, daß Millionen Menschen in Rücksicht ihres Glaubens übereinstimmen sollten, und kann es nicht einmal dahin bringen, daß diese Uhren übereinstimmen.

Zwei Bauern wurden von ihrem Dorfe abgefertiget, um in eine große Stadt zu gehen, und dort einen geschickten Maler zu suchen, der das Gemälde des Hochaltars in ihre Kirche verfertigen könnte, welches das Märtyrerthum des heiligen Sebastian vorstellen sollte. Der Maler an den sie sich wandten, fragte sie, ob die Einwohner den Heiligen lebend oder todt vorgestellt haben wollten. Die unvorhergesehene Frage brachte sie sehr in Verwirrung. Sie berathschlagten lange darüber. Endlich sagte einer von ihnen zum Maler: »das sicherste ist immer, ihn lebend vorzustellen; wenn man ihn todt haben will, kann man ihn noch immer todt schlagen.«

Ein Schurke ließ sich gelüsten, einem Gentleman im Londoner Schauspielhause die diamantenen Knöpfe von dem Rocke zu schneiden. Der Gentleman bemerkte den Diebstahl zur rechten Zeit, zog geschwinde ein Messer aus der Tasche, und schnitt dem Diebe ohne alle Umstände ein Ohr ab. Halt! — schrie der verwundete Einohrige — da sind ihre Knöpfe! »Gut, erwiederte der Gentleman, da hat er auch sein Ohr wieder.«

Eine Wittwe, welche die Mittagslinie des Lebens noch nicht überschritten hatte, gelangte zu einer nicht unbedeutenden Erbschaft, und wurde dadurch das Augenmerk vieler Heirathspekulanten, die nichts haben und nichts sind. Endlich gelang es einem Sohne Merkurs ihr Herz zu gewinnen und durch Priesters Seegen mit ihr verbunden zu werden. Man feierte die Hochzeit ungemein spendid; Punsch und Wein flossen in Menge; genug es fehlte an nichts das Fest zu erhöhen. Als sich aber alle Anwesenden im besten Humor befanden und die artige Braut mit zwei Herrn sich unterhielt beschlich den Bräutigam der Dämon der Eifersucht, leise rief er die Braut bei Seite und ohrfeigte sie! — Wir wollen von ihrem Hochzeitstage nicht auf ihr ganzes eheliches Leben schließen. R.

Allgemeiner Anzeiger.

(Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur Sechs Pfennige.)

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 11.